



Cindy Roitsch: Kommunikative Grenzziehung. Herausforderungen und Praktiken junger Menschen in einer vielgestaltigen Medienumgebung. Wiesbaden: Springer VS 2020, 302 Seiten, 54,99 EUR.

Was machen Medien mit den Menschen? Eine Frage, so alt wie Medien in ihrer jeweiligen Ausgestaltung selbst – und häufig vorschnell unreflektiert gestellt, um soziale Oberflächenphänomene einordnen und erklären zu können. Und was tun Menschen mit Medien? Was genau und was nicht und aus welchen Gründen ziehen sie Grenzen, wenn das überhaupt möglich ist? Im vorliegenden Buch bringt die Autorin diese Frage in Zusammenhang mit modernsten Medienangeboten, zu denen sie sowohl Social Media zählt, als auch hergebrachte und aktuelle Kommunikationsformen wie E-Mail oder Skype und alternative Konferenzsysteme. Hier endet selbstverständlich nicht die Überlappung der Formen, sich auszutauschen und zu verständigen. Kommunikation, so die Autorin bereits im Vorwort, ist eben kaum begrenzbar. Weder hinsichtlich ihrer Form und des Inhalts noch der Kommunikationspartner selbst, denn bereits Alexa oder Smartwatches, Siri und Netflix sind mittlerweile in diese Rolle hineingewachsen. Gibt es einen Verlust von Grenzen? Welcher Grenzen? Der Realität? „Vollvernetzung“ gefährde das Bewusstsein für „Gegenwart“ (S. 9).

Zu Beginn führt die Autorin ein in etablierte Mediennutzungstheorien und kann konstatieren, dass die Ausweitung der Kommunikationssphären auf mobile Endgeräte erhebliche Auswirkungen hatte auf die Theoriebildung zu Praktiken und Grenzziehungen von Information und Austausch (S. 40); dies geschieht selektiv, aber durchaus informativ. Die Aneignung von und Beeinflussung durch Medieninhalte ist weder räumlich noch sozial beschränkbar, seit das Werkzeug von Kommunikation, Information, Unterhaltung und sozialer Interaktion personalisiert und individuell permanent verfügbar ist, bspw. in Form von Smartphones. Im dritten Kapitel „Zwischen Widerstand und psychologischen Barrieren“ werden Desiderate herausgearbeitet und wesentliche existierende Arbeiten zur Diskussion gestellt. Dieses Kapitel ist wertvoll, um in einem retrospektiven Ansatz heute noch bestehende oder neu entstandene Forschungslücken nachvollziehen zu können. Neben der Nutzung steht insbesondere die Nichtnutzung zur Debatte. Die Autorin plädiert begründet für das Aufbrechen solcher Nutzung–Nichtnutzung–Dichotomien. Weitere Desiderata identifiziert sie in der Fokussierung auf Einzelmedien sowie der ihrer

Ansicht nach nicht ausreichenden Kontextualisierung sozialer und kultureller Faktoren für Nutzung bzw. Nichtnutzung von Medien (S. 54).

Zur Feststellung der Praktiken kommunikativer Grenzziehungen junger Menschen greift die Autorin auf Daten zurück, die im Rahmen eines DFG-Projektes von November 2010 bis September 2011 erhoben wurden (S. 95): 60 Interviews mit Personen im Alter zwischen 16 und 30 Jahren. Roitsch charakterisiert die Befragten hinsichtlich ihres Vornamens (Pseudonym), Alters, Wohnortes und der gegenwärtigen Tätigkeit (S. 97 f.). Falls die Pseudonyme analog der Realnamen gewählt wurden, erscheint der Migrationsanteil sehr gering – Mediennutzung in der Bevölkerungsgruppe Jugendlicher mit Migrationshintergrund kann jedoch auffällige Unterschiede zu anderen Gruppen aufweisen (vgl. bspw. Marci-Boehncke/Rath 2007).

Viele Zitate aus den Interviews machen das Buch interessant für praktische Medienpädagoginnen und -pädagogen. „Wenke“ spricht z.B. vom „Druck“ des online-und-sichtbar-angezeigten-Wissens (S. 155) oder „Jana“ sagt, gemeinsames Filmschauen habe nichts mit sozialer Sprachlosigkeit im Freundeskreis zu tun, sondern biete Gesprächsanlässe (S. 226). Hier finden sich etliche Anknüpfungspunkte für Erörterungen mit Jugendlichen im Kontext praktischer sozialer Arbeit. Die verwendeten Daten sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings schon zehn Jahre alt. Die Medienwelt hat sich seither massiv gewandelt. Neuere Umstände kann die Studie damit nur ansatzweise abbilden. Dass Mediennutzung sich nicht mehr, wie bis etwa 2007 noch zu vermuten, an „bestimmte Orte, Zeiten und soziale Zwecke geknüpft“ findet (S. 69) und sich Abgrenzungen (im sozialen, berufstätigen, rekreativen etc.) Alltag kaum mehr ausmachen lassen, bleibt aktuell. Dies bekräftigt die Autorin in ihrer abschließenden Analyse. Vielgestaltigkeit von Medieneinblendung schließe Grenzziehung nicht aus:

„Einerseits birgt sie im Zusammenhang mit Konnektivität und Translokalität neben Potenzialen verschiedene Herausforderungen. Andererseits zeigt sich anhand der Ergebnisse dieser Studie, dass gerade diese Vielgestaltigkeit für die jungen Menschen verschiedenste Bewältigungsstrategien eröffnet, mit solchen Herausforderungen umzugehen“ (S. 267 f.).

Für weitere Forschung ist es indes wünschenswert, auch jene über 50 in den Blick zu nehmen. Sie stellen einen großen Anteil

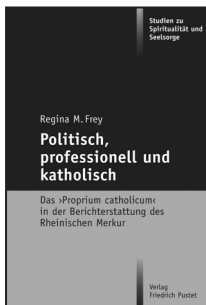
der Bevölkerung und zeigen längst eine Vielfalt an Mediennutzungsmustern wie junge Menschen.

Die Arbeit ist informativ und lesbar, insbesondere auch deshalb, weil sie sich auf die wissenschaftliche Gedankenführung in klarer Sprache unter Verzicht auf jegliche Ideologisierung konzentriert. Das Buch ist trotz des Alters der Daten (und in der Majorität auf vor 2015 verweisende Quellen) gut geeignet, um moderne Mediennutzungsphänomene zu erklären.

Stefan Piasecki, Mülheim an der Ruhr

Literatur

Marci-Boehncke, Gudrun/Rath, Matthias (Hg.) (2007): *Jugend, Werte, Medien: Die Studie*. Weinheim.



Regina M. Frey: *Politisch, professionell und katholisch. Das „Proprium catholicum“ in der Berichterstattung des Rheinischen Merkur*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2020 (= *Studien zu Spiritualität und Seelsorge, Band 11*), 32 Seiten, 36,50 Euro.

Der „Rheinische Merkur“ (RM) – es gab ihn bis 2010 – galt bei allen, die ihn kannten, als *katholische Wochenzeitung*. Die einschlägige Wissenschaft stützt diese Einordnung: kein kirchliches Blatt (wie z.B. die den Diözesen zugeordneten Bistumszeitungen), kein explizit katholischer Verlag, keine sonstige Rechtsstruktur, die man katholisch nennen sollte. Aber die jeweiligen Herausgeber und Chefredakteure erkennbar katholisch. Genügt das, um als *katholische* Zeitung zu gelten? Was ist das eigentlich Katholische dieses Blattes, was ist ihr „Proprium catholicum“? Keine leichte Frage, die das ganze Buch durchzieht, das aus der Dissertation der Münchner Pastoraltheologin Regina M. Frey hervorgegangen ist.

Die Autorin geht ihre Aufgabe systematisch an. Sie bedient sich dabei der Vorarbeiten, Forschungsergebnisse und Methoden der Nachbarwissenschaften. Die Studie ist gut gegliedert. In der Einleitung (Kap.1) werden die „grundlegenden Dimensionen“ geklärt: die Geschichte der katholischen Presse in Deutschland (1.1) und die Eigengesetzlichkeiten des Journalismus (1.2).

Schon der dritte Abschnitt der Einleitung (verräterische Überschrift: *Annäherung an das Proprium catholicum des katho-*